

Rauschmittelkonsum in der Bundesrepublik Deutschland

KARL-HEINZ REUBAND

Beschrieben wird die Entwicklung und Verbreitung des Rauschmittelgebrauchs in der Bundesrepublik Deutschland seit Ende der sechziger Jahre. Dabei zeigt sich, daß im Bereich des weichen Drogenkonsums inzwischen eine gewisse Stagnation eingetreten ist, im Bereich des harten Drogenkonsums jedoch eine starke Ausweitung. Näher diskutiert werden die sozialen Hintergründe der Konsumenten und die Bestimmungsgründe für die Aufnahme und Fortsetzung des Konsums.

Entwicklung und Verbreitung des Rauschmittelgebrauchs

Rauschmittelkonsum ist in der Bundesrepublik unter Jugendlichen als Massenphänomen im wesentlichen neueren Datums. Es hat sich erst gegen Ende der sechziger Jahre entwickelt. Und dies geradezu in explosionsartiger Weise. Hatten in Schleswig-Holstein beispielsweise 1968 nur 6 % der Ober- und Unterprimaner irgendeine Rauschmittelerfahrung (Pankow 1970), so waren es zwei Jahre später bereits 30 % (Schwarz 1972). Als die populärste Droge erwies sich das Haschisch. Es verdrängte andere Mittel, die hier und da als Rauschmittel eingenommen wurden und nahm schließlich unter den insgesamt genommenen Drogen den wichtigsten Platz ein. Diese überragende Stellung hat es bis heute nicht verloren (Reuband 1978; Institut für Jugendforschung 1979).

Warum sich der Rauschmittelgebrauch derart schnell und zudem erst in den sechziger Jahren ausbreitete, ist auf der Basis gesicherter empirischer Erkenntnis rückblickend nur schwer zu sagen. Sicher ist, daß die gegenwärtig wohl populärste Annahme falsch ist: die These, daß sich die Situation der Jugend verschlechtert haben muß, damit es zum Rauschmittelkonsum als Massenphänomen kommt. Für die Gültigkeit dieser «Verelendungsthese» finden sich empirisch keine Anhaltspunkte. Wahrscheinlicher ist es, daß die Entstehung des Rauschmittelphänomens als Massenphänomen im Zusammenhang mit der Entstehung subkultureller Bewegungen innerhalb der sechziger Jahre zu sehen ist (wie studentische Protestbewegung und Hippies).¹ Diese international auftretenden Bewegungen propagieren in ihrer Früh-

phase den Gebrauch bewußtseinserweiternder Drogen – wie Haschisch oder LSD – und machen den Konsum derartiger Mittel sowohl für Anhänger eines alternativen Lebensstils als auch dessen breiteren Sympathisantenkreis attraktiv. Durch die Berichterstattung der Massenmedien dürfte schließlich der Drogengebrauch als eine jugendspezifische Verhaltensmöglichkeit allgemein sichtbar geworden sein. Und dies selbst dort, wo die Berichterstattung – wie in der Mehrzahl der Fälle (Gaedt et al. 1976; Wormser 1976) – dem Drogengebrauch gegenüber negativ war. Vor dem Hintergrund entsprechender Einstellungsmuster (etwa positiver Art den Subkulturen gegenüber) wurde bei vielen Jugendlichen der Drogengebrauch zu einer neuen und legitimen Möglichkeit der Wirklichkeitserfahrung (vgl. dazu Reuband 1971).

Ist es aber erst einmal in breiteren Kreisen zu Drogenerfahrungen gekommen, so bedarf es nicht notwendigerweise mehr in größerem Stil einer umfassenden subkulturell-ideologischen Untermauerung des Konsums. Es dürfte vielfach genügen, wenn der Konsum als gruppenkonform und von seinen Wirkungsqualitäten her als angenehm verstanden wird. Die spätere Auflösung einiger subkultureller Gruppierungen (wie den Hippies) und die Abkehr mancher anderer Gruppierungen vom Drogengebrauch dürfte daher allenfalls modifizierend auf den Konsum eingewirkt haben. Der entscheidende «Durchbruch» war erfolgt, der Drogengebrauch als ein jugendspezifisches – wenn auch nicht notwendigerweise jugendtypisches – Phänomen etabliert. Daran änderte auch die Tatsache nichts, daß sowohl unter den Jugendlichen als auch den Erwachsenen eine Mehrheit dem Rauschmittelkonsum negativ gegenüberstand und den Konsum als abweichendes Verhalten begriff (vgl. z. B. Kaupen et al. 1970; infas 1970).

Anders als in den USA, wo sich der Cannabisgebrauch weiterhin in rascher Weise ausbreitete, stieg der Konsum in der Bundesrepublik Anfang der siebziger Jahre nicht weiter an. Er ging sogar zurück. Die Einstellungen zum Drogengebrauch wandelten sich zum negativeren (Reuband 1977 a) – vielleicht, weil einige der Aufklärungsmaßnahmen erfolgreich gewesen waren, vielleicht aber auch, weil innerhalb der alternativen subkulturellen Bewegungen sich in dieser Zeit eine Abwendung gegenüber dem Drogenkonsum abzeichnete. Drogenkonsum wurde dort zunehmend als eine Fluchtreaktion verstanden und als hinderlich für die eigenen Bestrebungen um Veränderung der Gesellschaft (vgl. z. B. Anti-Drogen-Kongreß 1972). Eine «Lobby» für den Cannabisgebrauch und seine Dekriminalisierung war zudem nicht entstanden, und eine infrastrukturelle Basis für die Propagierung des Konsums (wie in verschiedenen «underground»-Zeitschriften der USA) hatte sich nicht herausgebildet.



Junge Menschen zelebrieren ihr subkulturelles Brauchtum bei einem Rock-Festival. Warum sich seit den sechziger Jahren Rauschmittelkonsum derart schnell ausbreitet, ist ebenso schwer zu erklären wie die Branntwein-Epidemie des 16. Jahrhunderts in Deutschland, die Gin-Epidemie des 18. Jahrhunderts in England oder die Absinth-Epidemie des 19. Jahrhunderts in Frankreich. Falsch ist sicher die gegenwärtig populärste These, daß sich die Situation der Jugend verschlechtert haben muß, damit es zum Rauschmittelkonsum als Massenphänomen kommt.

Erst seit Mitte der siebziger Jahre scheint die negative Bewertung des Drogenkonsums wieder leicht einer mehr positiven Bewertung gewichen zu sein. Möglicherweise weil inzwischen in anderen Ländern die Drogengesetzgebung gegenüber Cannabis liberalisiert wurde und damit auch eine erneute Diskussion in der Bundesrepublik in Ansätzen in Gang brachte. Gemessen an der Verbreitung hat der Rauschmittelkonsum unter Jugendlichen heutzutage seine ältere, vergleichsweise weite Verbreitung um 1970/71 zwar noch nicht wieder aufgeholt. Der Rückgang in der Konsumerfahrung ist aber gestoppt und scheint hier und da einem leichten, erneuten Anstieg gewichen zu sein. Bundesweite Umfragen zeigen, daß heutzutage rund 20 % der 14- bis 25jährigen Erfahrungen mit Drogen (zumeist Haschisch) gesammelt haben (Institut für Jugendforschung 1979). Im Vergleich zu den anderen europäischen Ländern dürfte der Wert für die Bundesrepublik damit im Rahmen der normalen Variationsbreite liegen, im Vergleich zu den USA ist er als niedrig anzusehen (vgl. NIDA 1977; Irgens-Jensen/Rud 1979; Van der Wal 1978; Eisenbach-Stangl 1980).

Konsummuster und Heroinerfahrung

Für die meisten Jugendlichen stellt der Rauschmittelkonsum eine zeitlich und vom Umfang her begrenzte Erfahrung dar. Nur wenige setzen den Konsum über das anfängliche Probierstadium fort und nur wenige greifen später einmal auch zu harten Drogen, wie Opium oder Heroin. Rund die Hälfte aller Konsumerfahrenen hat nicht mehr als fünfmal illegale Drogen genommen und rund die Hälfte zuletzt vor mehr als einem halben Jahr (vgl. z. B. Institut für Jugendforschung 1979). Wie viele schließlich bei Heroin und intravenösem Drogengebrauch ankommen, ist mangels Längsschnittstudien schwer zu sagen. Auf Grund von Querschnittsuntersuchungen scheint es realistisch, den Anteil gegenwärtig auf nicht mehr als 5 % aller Jugendlichen mit Konsumerfahrung zu beziffern (unter denen, die länger konsumieren, ist die Quote höher anzusetzen). Dabei ist zudem zu bedenken, daß das Probieren von harten Drogen nicht notwendigerweise bedeutet, davon abhängig zu werden: Ein Teil derer, die jemals zu Heroin greifen, geht über das ein- bis zweimalige Konsumieren dieser Droge nicht hinaus, der erste Schuß macht in der Regel noch nicht körperlich (möglicherweise aber psychisch) abhängig.²

Von einem zwangsläufigen Umstieg von Haschisch auf Heroin kann also – auch wenn dies immer wieder behauptet wird – nicht gesprochen werden. Daß man so lange an der These festgehalten hat, rührt in erster Linie von einer falschen Interpretation empirischer Befunde her: Zwar haben die meisten der heutigen Heroinabhängigen mit

Haschisch begonnen, doch über die Wahrscheinlichkeit des Umstiegs auf Heroin besagt dies nichts. Entscheidend für die Bestimmung der Übergangswahrscheinlichkeit ist, wie viele der Haschischkonsumenten später zu Heroin greifen und nicht wie viele der Heroinkonsumenten mit Haschisch begannen. Welche Droge die erste illegale Droge darstellt, ist zudem mehr oder minder eine Funktion der jeweils vorherrschenden populären Droge unter den Jugendlichen. Wäre eine andere Droge als Haschisch die am häufigsten genutzte Droge (wie Weckmittel Anfang der sechziger Jahre in einigen Kreisen), so wäre diese die «Einstiegsdroge» in die illegale Drogenkarriere (ganz abgesehen von den legalen Drogen Alkohol oder Nikotin, die noch früher genommen werden). Der Übergang von Haschisch zu Heroin ist nichts, was pharmakologischen Merkmalen von Cannabis entspringt. Psychologische und soziale Merkmale stellen vielmehr in Kombination mit den jeweiligen Zuständen der Drogensubkultur und des Drogenmarktes die entscheidenden Determinanten für den Übergang dar.

Der Anteil an Heroinkonsumenten und Abhängigen ist unter Jugendlichen mit Rauschmittelerfahrung zwar insgesamt als niedrig anzusehen. Gleichwohl kann absolut gesehen die Zahl der Heroinkonsumenten und Süchtigen recht groß sein. Und da sich beim Heroin die – im Gegensatz zu weichen Drogen – körperlichen und sonstigen Schäden schnell einstellen, repräsentiert der harte Konsum auch das eigentliche Drogenproblem. Gemessen an der Zahl der Drogentoten, hat es sich innerhalb der siebziger Jahre geradezu dramatisch entwickelt: Gab es 1972 beispielsweise 188 Drogentote, so waren es 1979 623. Schwankungen im Reinheitsgehalt des Heroins mögen hierbei für den Anstieg verantwortlich gewesen sein, doch spricht auf Grund anderer Daten (wie beschlagnahmte Heroinmenge, Zahl der registrierten Konsumenten harter Drogen) viel für einen tatsächlichen Anstieg innerhalb der siebziger Jahre. Und dieser Anstieg scheint – im Gegensatz zum weichen Drogenkonsum – in kontinuierlicher, wenn nicht sogar akzelerierender Weise verlaufen zu sein.

Die Verbreitung des gegenwärtigen Heroinkonsums in der Bundesrepublik ist numerisch nur schwer zu bestimmen. Man kann nicht – wie etwa beim weichen Drogenkonsum – auf Umfragen zurückgreifen, da sozial desintegrierte Konsumenten – wie sie Heroinkonsumenten darstellen – in Umfragen unterrepräsentiert sind.

Man ist infolgedessen auf Schätzungen angewiesen, die auf der Basis bekannter Zahlen entstanden sind. Dazu gehören in erster Linie Zahlen über polizeilich registrierte Konsumenten harter Drogen. Ende 1980 waren es bundesweit fast 50 000 Personen. Geht man von dem Befund aus, daß die meisten Drogentoten vorher schon der Polizei als Konsumenten harter Drogen bekannt waren, so könnte man folgern,

daß die Dunkelziffer in diesem Fall nicht allzu groß sein kann. Da polizeibekannte Konsumenten harter Drogen andererseits schon eine längere Drogenkarriere hinter sich gebracht haben und Konsumenten mit längeren Drogenkarrieren nur einen Teil der insgesamt existierenden Heroinkonsumenten ausmachen, spricht viel dafür, die Dunkelziffer höher anzusetzen als die Quote der bislang unbekannten Drogentoten. Die in der öffentlichen Diskussion für die Bundesrepublik vielfach genannte Zahl von 60 000 Konsumenten harter Drogen ist daher als eher zu niedrig anzusehen. Und gleiches dürfte schließlich auch für lokale Schätzungen gelten, wie sie – beispielsweise für Berlin (Skarabis/Becker 1979) – unternommen wurden. Die Zahlen markieren allenfalls die Minimalzahl von Konsumenten, die bereits relativ tief in die Abhängigkeit verstrickt sind. Genaue Schätzungen sind angesichts des Fehlens dafür notwendiger Informationen nicht möglich.

Soziale Gruppenzugehörigkeit und Rauschmittelerfahrung

Welche Gruppen sind es nun, die sich überproportional häufig unter Rauschmittelkonsumenten finden? Sowohl unter den Konsumenten weicher Drogen (wie Haschisch) als auch harter Drogen (wie Heroin) sind männliche Jugendliche eher als weibliche vertreten. Eine Angleichung der Geschlechterzahlen scheint sich langfristig – wie vielfach vermutet – bislang nicht ergeben zu haben. Die Unterschiede sind nur etwas schwächer geworden (vgl. z. B. Infratest 1976; Reuband 1979). Daß unter den Konsumenten Männer nach wie vor stärker als Frauen vertreten sind, mag seinen Grund darin haben, daß Frauen auf Grund ihrer Sozialisation generell seltener zu abweichendem Verhalten neigen. Weibliche Jugendliche werden beispielsweise häufiger als ihre männlichen Altersgenossen zu konformem Verhalten angehalten, Abweichungen von den gesellschaftlichen Normen werden ihnen seltener zugebilligt. Zudem verfügen sie über weniger Möglichkeiten, mit abweichenden Verhaltensmustern in Kontakt zu kommen oder diese gar zu übernehmen: Sie haben weniger Entscheidungsfreiheit, was die Gestaltung ihrer freien Zeit betrifft. Angesichts der Tatsache, daß im Anfang der Drogenwelle der Rauschmittelkonsum in besonders starkem Maße ein abweichendes Verhalten darstellte, wäre die Zunahme des Frauenanteils unter den Konsumenten u. U. als Ausdruck dieser gewandelten gesellschaftlichen Verhältnisse zu deuten. Eine Angleichung der Geschlechter wäre wohl erst dann zu erwarten, wenn der Rauschmittelkonsum den Nimbus der Abweichung von gesamtgesellschaftlichen Normen verliert. Überproportional vertreten waren am Anfang der Drogenwelle unter den Rauschmittelerfahrenen Jugendliche aus höheren Schichten (Schicht dabei gemessen am Beruf des Vaters).

Warum dies der Fall ist, läßt sich nur schwer sagen. Möglicherweise weil sie größere Sympathien für jugendliche Subkulturen (wie den Hippies) aufbrachten, auf Grund stärkerer Mediennutzung eher über das Phänomen «bewußtseinserweiternder» Drogen informiert waren oder andersgearteten innerpsychischen Erfahrungen aufgeschlossener gegenüberstanden. Möglicherweise auch, weil sie in ihrem sozialen Milieu, bei ihren Eltern und anderen Erwachsenen, eine größere Toleranz gegenüber Formen «moralischer» Abweichung vorfanden: eine Abweichung von gesellschaftlichen Normen, die nicht – wie etwa bei Diebstahl oder Körperverletzung – mit der Schädigung anderer einhergeht (auch «Verbrechen ohne Opfer» genannt). So ist denn in diesem Zusammenhang beispielsweise bemerkenswert, daß 1970 unter den Erwachsenen die Angehörigen höherer Schichten den Haschischgebrauch (ebenso wie andere Formen «moralischer» Abweichung) weniger stark verurteilten als die Angehörigen niedrigerer Schichten (Kaupen et al. 1970; infas 1970). Inzwischen sind die Schichtunterschiede zwischen Rauschmittelkonsumenten und Nichtkonsumenten geringer geworden, eine vollständige Angleichung ist gleichwohl noch nicht erreicht. Der Tendenz nach sind Jugendliche aus höheren Schichten unter den Konsumerfahrenden leicht überrepräsentiert.³

Unter den Heroinabhängigen liegen die Schichtverhältnisse anders. Hier sind zumeist Jugendliche aus der Arbeiterschicht überproportional vertreten. Doch ist diese Überrepräsentation keinesfalls derart groß, wie vielfach angenommen wird; von einer Dominanz der unteren Schichten unter den Fixern kann nicht gesprochen werden. Einer neueren Untersuchung zufolge gehörten beispielsweise rund 54 % der befragten Fixer der Arbeiterschicht an, die entsprechende Quote in der Gesamtbevölkerung liegt nur wenig niedriger: bei 49 % (Berger et al. 1980). Die entscheidende schichtspezifische Differenzierung der Drogenkarriere scheint in die Zeit der weichen Drogenphase zu fallen (die fast alle Fixer durchlaufen). Dabei sind es die Jugendlichen aus der Arbeiterschaft, welche den Konsum schneller steigern und auch häufiger und schneller auf Opiate umsteigen. Die Gründe dafür kennt man nur in unzureichendem Maße. Mehrere Ursachen könnten eine Rolle spielen. Sie reichen von unterschiedlich großen Schwierigkeiten bei der Integration in die weiche Drogensubkultur bis hin zu anderen Einstellungen gegenüber dem Gebrauch psychoaktiver Substanzen oder gegenüber der offiziellen Drogenaufklärung (dazu vgl. Gerdes und Wolfersdorff-Ehlert 1974; Berger et al. 1980).

Gemessen an der Schulbildung deutet wenig darauf hin, daß Rauschmittelerfahrene sich durch besonders schlechte Ausgangsbedingungen unterscheiden. Fixer hingegen verfügen überproportional häufig nur über eine Hauptschulbildung. Dies gilt selbst dann,

wenn man zusätzlich ihre vergleichsweise niedrige Schichtzugehörigkeit berücksichtigt. Fixer haben zudem mehrheitlich eine unzureichende Berufsausbildung, und die Arbeitslosenquote ist unter ihnen im allgemeinen extrem hoch. Aber sie ist nicht – wie vielfach in der Öffentlichkeit angenommen – eine Ursache des Drogenkonsums. Eher umgekehrt: Die Arbeitslosigkeit ist eine Folge des Drogengebrauchs (zur schulischen und beruflichen Qualifikation der Fixer vgl. u. a. Gärtner 1975; Kreuzer 1975; Brömer et al. 1975; Reuband 1979; Berger et al. 1980).

Nimmt man das Verhältnis zu Elternhaus und Schule, so erweisen sich Rauschmittelkonsumenten – und mehr noch Drogenabhängige – als überproportional häufig beeinträchtigt (vgl. z. B. Jasinsky 1973; Peterson/Wetz 1975; Kreuzer 1975; Berger et al. 1980). Dies muß nun aber nicht notwendigerweise heißen, daß Frustrationen den Konsum von Rauschmitteln bewirken. Gestörte Beziehungen zu Elternhaus und Schule können auch etwas anderes als Frustrationen bedeuten. Sie können auch lediglich ein Indiz dafür sein, daß die Sozialisation der Jugendlichen schlechter funktioniert hat: Wenn man zu bestimmten Personen ein gespanntes Verhältnis hat, ist man naturgemäß weniger geneigt, sich durch sie beeinflussen zu lassen. Die Chance der Übermittlung herrschender Werte und Normen wird unter diesen Umständen reduziert. Unvollständigkeit in der Familie – durch Tod oder Scheidung eines Elternteils – ist unter Rauschmittelerfahrenen im allgemeinen kaum häufiger vertreten als unter «normalen» Jugendlichen (vgl. z. B. Jasinsky 1973; Wormser 1973). Unter Fixern ist die Quote demgegenüber weitaus größer (vgl. z. B. Gärtner 1975; Kreuzer 1975; Brömer et al. 1977). Offensichtlich sind bei ihnen die Belastungsfaktoren allgemein stärker und prädisponieren mit zu der stärkeren Form abweichenden Handelns.

Die Entwicklung der Drogenkarriere

Wie kommt es nun dazu, daß Jugendliche überhaupt zu Rauschmitteln greifen und den Konsum unter Umständen über die Probierhandlungen hinaus fortsetzen? Die beschriebenen Hintergrundmerkmale reichen zur Erklärung nicht aus, sie deuten allenfalls einen gewissen Rahmen an, vor dem sich die abweichende Drogenkarriere des einzelnen entfaltet. Um zu Aussagen über die Ursachen des Konsums zu kommen, bedarf es einer näheren Analyse des Entwicklungsprozesses, der zum Probieren von Drogen und die Herausbildung der Abhängigkeit führt (vgl. auch Becker 1972). Dies impliziert zugleich Fragen nach biographischen Prozessen mitsamt ihren subjektiven Deutungen objektiver Situationen sowie auch Fragen nach den äußeren – nicht

notwendigerweise bewußten – Bedingungen, die das Handeln mitbeeinflussen.

Auf der Basis der vorliegenden empirischen Untersuchungen läßt sich für die Bundesrepublik dann feststellen: Jugendliche kommen zum Drogengebrauch in der Regel nicht auf Grund einer zielstrebigten Suche nach Drogenerfahrung. Ihre Konsumbereitschaft ist nicht derart groß, daß es sie zur Verwirklichung ihrer Bedürfnisse quasi drängt. Aber ihr Konsum ist auch nicht das Produkt reinen Zufalls, unabhängig von jeglicher Motivation. Er stellt vielmehr das Ergebnis eines Zusammenwirkens von Motivations- und Situationsfaktoren dar. So herrscht bei den Jugendlichen in der Regel vor ihrem Erstkonsum eine eher ambivalente als eindeutige positive Bereitschaft zum Drogenkonsum vor. Und die Bereitschaft ist mehr durch eine diffuse Neugier auf Drogenwirkungen charakterisiert als durch ein Interesse an spezifischen Wirkungen (wie Bewußtseinserweiterung oder Problemkompensation). Damit sich die schwache Disposition zum Konsum umsetzen kann, bedarf es eines situationsspezifischen Anstoßes in Form des kostenlosen Angebotes von Drogen durch gleichaltrige Jugendliche – zumeist Freunde und Bekannte. Freunde und Bekannte genießen das Vertrauen des einzelnen, Einwände gegenüber Drogen im allgemeinen oder dem jeweiligen Angebot werden deshalb leicht neutralisiert. «Dealer», die als Fremde mit dem Jugendlichen in Kontakt treten und ihn – etwa durch Gratisangebote – zum Konsum «verführen», spielen – populären Annahmen zum Trotz – so gut wie keine Rolle.

Kommt es zum Konsum, so entscheidet in einem weiteren Schritt die Art der Drogenerfahrung über die Fortsetzung. Wo sie negativer Art ist, wird der Konsum in der Regel nicht fortgeführt. Wo sie positiv, ambivalent oder neutral ist, wird er hingegen zumeist weiter praktiziert. Hinzu tritt als Einflußfaktor das Ausmaß, in dem die Droge in ihren kurz- und langfristigen Wirkungen als positiv oder negativ wahrgenommen wird. Dabei gehen sowohl die Erfahrungen von Freunden und Bekannten als auch die gesellschaftlich vermittelten Vorstellungen über Drogenwirkungen mit in den Definitionsprozeß ein. Weiterhin erweist sich als bedeutsam, ob der Drogenkonsum in der eigenen Umwelt als normal oder abweichend empfunden wird. Je eher positive statt negative Drogenwirkungen wahrgenommen werden und je mehr Personen der eigenen Umwelt angehören, die selbst Drogen nehmen, desto größer die Stützung des eigenen Verhaltens, desto größer auch die Bereitschaft zur Fortsetzung des Konsums. Individuelle Probleme spielen keine besonders große Rolle in diesem Zusammenhang, ihr Einfluß auf die Fortführung des Konsums ist – entgegen vielfach vertretenen Meinungen – nicht sonderlich groß (Reuband 1977 b; 1980).

Die Art des Umgangs (der im Verlauf der Drogenkarriere zunehmend auf Drogenkonsumenten eingeschränkt wird), bestimmt in wesentlichem Maße auch über den Übergang auf andere Drogen: indem bestimmte positiv scheinende Erfahrungen vermittelt, Motive und Rationalisierungsmuster für den Drogengebrauch geliefert werden und vielfach auch der Zugang zu den jeweiligen Drogen eröffnet wird. Dabei ist die Tendenz zum vermehrten Kontakt mit anderen Drogenkonsumenten nur teilweise eine Folge der Tatsache, daß Rauschmittel (wie Haschisch oder LSD) illegal sind und deshalb nur über entsprechende Kontakte beschafft werden können. Entscheidend ist darüber hinaus, daß Personen, die ein gesellschaftlich geächtetes Verhalten zeigen, zum Kontakt mit Gleichgesinnten neigen: Je größer die Abweichung, desto stärker das Bedürfnis nach Stützung (vgl. Festinger 1957).

Rauschmittelerfahrene haben aber nun nicht nur für den einzelnen eine Stützfunktion. Sie stellen – besonders in der Anfangsphase einer Drogenkarriere – häufig zugleich auch die Mitkonsumenten in der Situation des Konsums dar. Man nimmt die Droge nicht isoliert, sondern gemeinsam mit anderen. Demgemäß ergeben sich die Impulse zum Konsum vielfach aus den jeweiligen Kontaktgelegenheiten. Mit zunehmender Konsumerfahrung ändert sich diese Situation. Man beginnt, sich öfters die Droge zu verschaffen und kann so selbst über die Häufigkeit des Konsums bestimmen. Von diesem Zeitpunkt an wird der Konsum gelegentlich nicht mehr zusammen mit anderen, sondern auch allein vollzogen und damit stärker an die eigene Bedürfnislage gekoppelt. Dabei sind bestimmte Formen der Ritualisierung und damit Mäßigung des Konsums noch denkbar. Etwa wenn das Rauchen von Haschisch beim Musikhören oder abends vor dem Schlafengehen praktiziert wird. Bei einem Teil der Konsumenten fällt diese Ritualisierung eines Tages jedoch fort, der Konsum der Droge wird an keine spezifischen Anlässe mehr geknüpft. Exzessiver Konsum kann sich unter diesen Umständen einstellen. Und damit erhöht sich die Chance, auf andere Drogen umzusteigen und irgendwann einmal auch Heroin zu probieren. Unter denen, die in der Drogenkarriere derart weit gehen, geschieht der Umstieg auf das Heroin – sei es in Form der Injektion oder des Inhalierens durch die Nase («sniefen») – gegenwärtig in der Bundesrepublik rund zwei Jahre nach dem ersten Gebrauch illegaler Drogen. Nach ca. einem halben Jahr steigen auch die «Sniefer» auf das Injizieren um. Bis zum Zeitpunkt täglichen Fixens und körperlicher Abhängigkeit ist es dann für die, die jemals in die Abhängigkeit geraten, nur noch ein kurzer Schritt; zweieinhalb bis drei Monate nach dem erstmaligen Fixen ist dieses Stadium erreicht (Berger et al. 1980; Gebhardt 1981).

Bemerkenswert ist am Umstieg auf Heroin erneut, wie sehr er dem Einstieg in die Drogenkarriere gleicht – wenn auch mit etwas anderen Akzenten (dazu vgl. Kreuzer 1975; Berger et al. 1980). Wiederum bedarf es eines Zusammenspiels motivations- und situationsspezifischer Bedingungen, wobei auf seiten der Situationsbedingungen es sich einmal mehr um Freunde und Bekannte und selten nur um Fremde handelt. Stärker als beim Erstkonsum von Drogen sind diesmal jedoch die Motivationsfaktoren beteiligt, das Eigeninteresse an Drogen ist größer. Die Gefahren des Heroins werden von vielen Jugendlichen durchaus gesehen, aber man meint – vielfach irrtümlich –, man könnte nach ein- oder zweimaligem Probieren den Gebrauch wieder einstellen oder den Konsum zumindest unter Kontrolle halten. Dabei mögen einige Fixer in der Umwelt des einzelnen diesen Eindruck zu Recht oder zu Unrecht mitgeprägt haben und ein falsches Sicherheitsgefühl hervorgerufen haben. Die Fortsetzung des Konsums nach dem Probieren ist dann – ähnlich wie beim Konsum von Haschisch – durch die positiven Drogenwirkungen bestimmt. Sehr schnell aber, mit beginnender körperlicher Abhängigkeit, nimmt der Drogengebrauch einen anderen Stellenwert ein. Schließlich geht es nicht mehr darum, sich das euphorisierende Gefühl zu verschaffen, das noch am Anfang des Gebrauchs von harten Drogen bestand. Es geht nur noch darum, die quälenden Entzugssymptome zu vermeiden, die Wiederholung des Drogengebrauchs ist zur Notwendigkeit geworden. Die Möglichkeit, sich davon zu befreien, ist ohne therapeutische Unterstützung zumeist gering. Gelingt es demgemäß nicht, den Abhängigen zur Therapie zu bewegen, so ist die Fortsetzung der Abhängigkeit quasi vorprogrammiert. Eine derartige Situation scheint derzeit bei der Mehrheit der Abhängigen gegeben.

Schlußbemerkungen

In der Bundesrepublik hat sich seit Ende der 60er Jahre eine Drogenszene etabliert, die sich innerhalb der nächsten Zeit wohl kaum auflösen dürfte. Im Bereich des Konsums harter Drogen – wie Heroin – ist die Lage nicht gerade hoffnungsvoll. Nichts spricht dafür, daß sich die Situation entscheidend verbessern wird. So besagt z. B. ein Rückgang in der Zahl der Drogentoten nicht viel, wirken hier doch Faktoren, wie Drogenqualität u. ä., auf sie mit ein, die Zahl der Drogenabhängigen braucht nicht parallel dazu gesunken zu sein. Selbst wenn die Zahl der Neuzugänge unter den Heroinkonsumenten sich verringern würde, gäbe es noch derart viele Konsumenten harter Drogen, daß mit einem Weiterbestehen des Problems gerechnet werden muß. Ist doch im Fall des Heroingebrauchs gegenwärtig die Chance, davon freizukommen,

für die meisten Abhängigen nicht sehr groß. Aber auch dann, wenn die Zahl der Abhängigen insgesamt sinken sollte: Man kann nicht erwarten, daß damit das Problem ein für allemal vorüber ist. Harter Drogenkonsum kann sich immer wieder – wie amerikanische Untersuchungen belegen – mehr oder minder lokal begrenzt ausdehnen (Hunt/Chambers 1976). Wir müssen daher davon ausgehen, daß uns das Problem in der Zukunft auch weiter beschäftigen wird und besonderer gesellschaftlicher Anstrengungen im Bereich von Prävention und Therapie bedarf.

Anmerkungen

- 1 Unter Subkulturen versteht man im allgemeinen soziale Gruppierungen mit einem eigenständigen, von der Gesamtkultur abgegrenzten Werte- und Normensystem. Dabei sind Variationen in dem Ausmaß denkbar, in dem abweichende Vorstellungen vertreten werden. Im Fall der Hippies und z. T. auch der studentischen Protestbewegungen wurden in relativ umfassender Weise abweichende Werte und Normen vertreten: nicht nur in bezug auf Drogen, sondern auch in bezug auf allgemein gesellschaftliche und politische Fragen.
- 2 Daß viele Fixer nach einigen wenigen Probierhandlungen wieder aufhören, läßt sich in verschiedenen in- und ausländischen Umfragen nachweisen (vgl. Infratest 1978; Reuband 1977 a; Kreuzer 1980; für die USA z. B. Johnson 1977). Wie groß der entsprechende Anteil unter denen ist, die jemals gefixt haben, läßt sich freilich nicht bestimmen: In Umfragen sind die noch sozial weitgehend integrierten Konsumenten erfaßt, die übrigen sind durch herkömmliche Umfragen kaum zu erreichen. Daher scheint es realistisch, die Zahl der Probierer unter den Fixern niedriger anzusetzen, als es die Umfragedaten andeuten.
- 3 Daß die Schichtunterschiede zwischen Konsumerfahrenen und Nichtkonsumenten noch immer nicht aufgehoben sind, mag teilweise auch Folge neuerer, schichtspezifischer Entwicklungen sein: Bedingt durch einen überproportionalen Anstieg des Rauschmittelkonsums unter den Angehörigen höherer Schichten, haben sich die Schichtunterschiede nach einer Phase der Angleichung seit Mitte der siebziger Jahre offenbar wieder vergrößert (zu ersten Hinweisen darauf in einer früheren Studie vgl. Reuband 1977 a).